

Gary A. Kowalski

# Tiere fühlen mehr

Seelengefährten, die uns zutiefst  
menschlich machen



Alle Rechte vorbehalten.

Außer zum Zwecke kurzer Zitate für Buchrezensionen darf kein Teil dieses Buches ohne schriftliche Genehmigung durch den Verlag nachproduziert, als Daten gespeichert oder in irgendeiner Form oder durch irgendein anderes Medium verwendet bzw. in einer anderen Form der Bindung oder mit einem anderen Titelblatt in Umlauf gebracht werden. Auch Wiederverkäufern darf es nicht zu anderen Bedingungen als diesen weitergegeben werden.

Copyright © Verlag »Die Silberschnur« GmbH

ISBN: 978-3-89845-358-5

1. Auflage 1992 unter dem Titel »Dein Tier – eine empfindsame Seele«
2. Auflage 2012

Gestaltung & Satz: XPresentation, Göllesheim

Umschlaggestaltung: XPresentation, Göllesheim; unter Verwendung des Motivs #93215377, [www.photos.com](http://www.photos.com)

Druck: Finidr, s.r.o. Cesky Tesin

Verlag »Die Silberschnur« GmbH

Steinstraße 1 · D-56593 Göllesheim

[www.silberschnur.de](http://www.silberschnur.de) · E-Mail: [info@silberschnur.de](mailto:info@silberschnur.de)

Wir sollten begreifen, dass alles das Werk des Großen Geistes ist. Wir sollten wissen, dass der Große Geist in allem wohnt: in den Bäumen, im Gras, in den Flüssen, in den Bergen und selbst in den vierbeinigen und geflügelten Wesen.

Wichtiger noch: Wir sollten verstehen, dass der Große Geist auch über all diesen Dingen und Wesen ist. Wenn wir das alles tief im Herzen verstehen, dann werden wir den Großen Geist fürchten und lieben und erkennen: Und dann werden wir sein und handeln und leben nach dem Willen des Geistes.

Black Elk

# Inhalt

Vorwort	9
Einführung – Was ist Spiritualität?	15
1. Wir sind alle sterblich Wissen Tiere, dass sie sterben müssen?	23
2. Götter, Kobolde und kleine grüne Männchen Haben Tiere einen Sinn für das Übernatürliche?	35
3. Lieder, die von Herzen kommen Warum singen Vögel?	45
4. Kunst um der Kunst willen Warum zeichnen Tiere?	55
5. Evolution und Ethik Können Tiere Recht und Unrecht unterscheiden?	67
6. Partner fürs Leben Können Tiere lieben?	77
7. Spielen macht Spaß Warum tanzen Kraniche?	87
8. Die Augen der Hoffnung Sind sich Tiere ihrer selbst bewusst?	97

9. Das nachdenkliche Selbst	
Würden wir in einer Welt ohne Tiere unsere Seele verlieren?	107
10. Jemand, nicht etwas	
Haben Tiere eine Seele?	119
Anmerkungen und Bildnachweise	129
Über den Autor	133

# Vorwort

Tiere sind uns Menschen in vielen Dingen überlegen. Denken wir nur daran, dass sich viele Tiere vor Ausbruch eines Erdbebens in auffälliger Weise unruhig verhalten. So beobachtet man in China von wissenschaftlicher Seite aus das Verhalten der Tiere, um die Früherkennung eines Erdbebens zu ermöglichen und noch rechtzeitig reagieren zu können.

Von Ratten wissen wir, dass sie ein ankerndes Schiff rechtzeitig verlassen, bevor es wenige Tage später auf See versinken wird. Denken wir auch an die Zugvögel, die jedes Jahr Tausende von Kilometern zu ihrem Winterquartier fliegen, um mit Sicherheit im Frühling zu ihren Heimatorten zurückzukehren – ohne sich durch Karten, Kompass oder Leuchttürme orientieren zu müssen.

Wer oder was ermöglicht den Tieren diese höheren Fähigkeiten, über die der Mensch nur in Ausnahmefällen oder in einem ganz geringen Maß verfügt?

Liegt bei den Tieren eine innere Programmierung vor? Arbeitet ihr Instinktverhalten wie ein eingebauter Compu-

ter? Oder sind es geistige Kräfte, die sie leiten oder rechtzeitig warnen? Sind sie vielleicht nur sensibler für Mitteilungen aus höheren Sphären als wir Menschen?

Dem Einwand eines Wissenschaftlers, dass die jährlichen Flüge der Zugvögel auf genetisches Instinktverhalten zurückzuführen seien, soll folgendes Beispiel gegenübergestellt werden: Ein Taubenzüchter aus Hamburg übermittelte seinem Kollegen in Bayern eine Botschaft durch eine Brieftaube. Dieser behielt die Taube längere Zeit bei sich, bevor er sie mit seiner Rückantwort versah und nach Hamburg zurückschickte. In der Zwischenzeit war der Hamburger Taubenzüchter mitsamt seinen Tauben nach Kaiserslautern umgezogen. Doch jene ausgesandte Taube flog nicht – wie zu vermuten wäre – nach Hamburg, sondern direkt zu dem ihr noch unbekanntem neuen Heimatort ihres Besitzers. Man könnte einwenden, dass diese paranormalen Erscheinungen nicht unbedingt besagen, dass Tiere eine Seele haben, sondern allein Ausdruck ihrer geistigen Fähigkeiten sind.

Warum steht mancher Hund schon in freudiger Erwartung schwanzwedelnd an der Tür, wenn sich eine geliebte Person dem Haus naht, ohne dass er deren Schritte schon vorher wahrnehmen konnte?

Von der Liebe wissen wir, dass ihr eine besondere Schwingungsqualität eigen ist. Verbindet sich aber die Liebe mit paranormalen Fähigkeiten, so lassen sich bei Tieren unfassbare Wunder beobachten. Liebe ist eine seelische Qualität. Ein Hund wurde von seinen Besitzern schweren Herzens bei Freunden in Kalifornien zurückgelassen, als sie wegen eines neuen Arbeitsplatzes nach

Wisconsin umziehen mussten. Nach einigen Monaten bellte es vor ihrer Tür. Als sie öffneten – sie trauten ihren Augen nicht – stand ihr Hund vor ihnen, außer sich vor Freude. Er war über dreitausend Kilometer weit gelaufen. Die Liebe zu »Herrchen und Frauchen« hat ihn diesen weiten Weg gehen lassen. Wer aber hatte ihm den Weg gewiesen? War es die Liebe, die wie ein Magnet wirkte?

Wer hat nicht von jenen wahren Berichten vernommen, dass sich ein Hund nach dem Hinscheiden seines Besitzers auf dessen Grab legte, bis er selbst dort starb?

Eine andere bewegende Geschichte: Ein älterer, alleinlebender Mann hatte in seinem entlegenen Haus mehrere Katzen, die er über alles liebte. Bei einer plötzlichen Krankheit wurde er in die etwa 20 km entfernte Klinik gebracht und dort stationär behandelt. Eines Tages miaute es vor seiner Zimmertür. Als man öffnete, sprang seine Lieblingskatze aufs Bett. Wie war sie in das Krankenhaus hineingekommen? Woher wusste sie, wo ihr Herrchen lag? Die Krankenschwestern und Ärzte waren von dieser Begebenheit so gerührt, dass ihr Patient seine Lieblingskatze im Zimmer behalten durfte.

Wer behauptet, bei solchen Wiedervereinigungen von Tier und Mensch müsse immer der Liebesmagnet des Menschen vorrangig sein, den mögen die Liebestaten und Liebesbeweise selbst unter Tieren unterschiedlicher Rassen nachdenklich machen.

Liebe ist der höchste Ausdruck seelischen Verhaltens. Wer dem Tier eine Seele abspricht, kann dieses nur im Kopf tun, nicht aber mit dem Herzen, denn der Kopf ist oft Widersacher des Herzens. Tieren jedoch fehlt der



Verstand, der uns Menschen allzu oft unglücklich macht und unsere Gefühle unterdrückt. Tiere – wie auch Kinder – leben ihre Gefühle und seelischen Regungen unmittelbar aus. Darin sind sie uns Erwachsenen überlegen und können uns als Beispiel dienen für Aufrichtigkeit, Unmittelbarkeit, Hingabe und bedingungslose Liebe, die das Endziel unserer vielen Reinkarnationen auf Erden sein sollte.

Ein weiterer Gesichtspunkt sollte uns nachdenklich und zugleich dankbar machen: Ohne die Hilfe des Tieres wäre die Kulturentwicklung der Menschheit undenkbar: Was vor allem Pferd, Kamel, Rentier, Elefant, Rind, Hund und Katze als liebevolle Helfer und Freunde des Menschen geleistet haben, verdient eine eigene Darstellung. Wesentlich ist, dass die menschliche Zivilisation nicht einseitig als feindliche Auseinandersetzung und Bezwingung der Tierwelt gesehen werden darf. Die Entwicklung von Handel, Verkehr und Transport sowie Ackerbau war ohne die Hilfe der Tiere nicht denkbar, von dem heiklen Ernährungsproblem einmal abgesehen.

Wohl steckt die Angst vor dem wilden Tier noch in uns allen. Doch ist es nicht die herrschsüchtige Betrachtungsweise des Menschen, Tiere wie Schlangen, Tiger, Löwen, Wölfe, Haie als seine geborenen Feinde zu behandeln? Würde »Friede mit der Natur« nicht heißen, auch mit diesen Tieren auf verschiedene, ihrer Natur entsprechende Weise in ein freundschaftliches Verhältnis zu treten? Nicht sie haben dem Menschen je den Krieg erklärt. Es ist eine Projektion des unfriedlichen Menschen, dass sie uns als geborene Feinde und Beutestücke sähen. Eher

hat sich in ihrem Gedächtnis die Angst vor dem jagenden und ausrottenden Menschentier aufgrund von jahrtausendealter Erfahrung festsetzen müssen.

Das vorliegende Buch von Gary Kowalski kann nicht diese ganze Geschichte und weitergehende Problematik wiedergeben. Doch es vermag eines aufzuzeigen, was die Grundlage alles Weiteren sein muss und was über alle Nützlichkeitsabwägungen weit hinausgeht: Alle »höheren« Tiere, nicht allein unsere Haustiere, sind liebesfähige, empfindsame Seelen. In ihrer Liebe spiegelt sich die des Schöpfers. In ihrer so vielfältigen Variation derselben Geschöpflichkeit liegt eine Botschaft des »Großen Geistes«, ohne die Erde und Menschheit ärmer wären.

# Einführung

Was ist Spiritualität?

Jeder braucht einen spirituellen Führer – einen Geistlichen, einen Rabbi, einen Berater, einen klugen Freund oder einen Therapeuten. Mein kluger Freund ist ein Hund. Er verfügt über tiefes Wissen, an dem er mich teilhaben lässt. Er schließt leicht Freundschaften und ist nicht nachtragend. Er hat Freude an einfachen Vergnügungen und nimmt jeden Tag so, wie er kommt. Wie ein wahrer Zenmeister isst er, wenn er Hunger hat, und schläft, wenn er müde ist. Er hat keine Komplexe, was den Sex betrifft. Und vor allem schenkt er mir eine bedingungslose Liebe, die nachzuahmen den Menschen wohl anstünde.

»Ich glaube, ich könnte alles aufgeben und mit den Tieren leben; sie sind so ruhig und selbstgenügsam«, schreibt der Dichter Walt Witman. »Ich stehe da und betrachte sie in einem fort.«

Er fügt hinzu:

»Sie machen sich keine Sorgen und jammern nicht über ihre Lage; sie liegen nachts nicht wach und weinen über ihre Sünden; sie belästigen mich nicht mit Gesprächen über ihre Pflichten gegenüber Gott. Kein Tier ist unzufrieden, keines ist besessen vom Streben nach Besitz; keines kniet vor dem anderen nieder, auch nicht vor Artgenossen, die vor Jahrtausenden starben; und auf der ganzen Welt gibt es kein vornehmes oder unglückliches Tier.«

Natürlich hat mein Hund auch seine Fehler. Er fürchtet sich vor Knallfröschen und versteckt sich im Kleiderschrank, wenn wir den Staubsauger anmachen. Doch im Gegensatz zu mir fürchtet er nicht, was andere von ihm denken, und macht sich keine Sorgen über sein Ansehen in der Öffentlichkeit. Er bellt den Briefträger und den Zeitungsjungen an; doch im Gegensatz zu einigen Leuten, die ich kenne, knurrt er niemals Kinder an und verbellt nicht seine Frau.

Mein Hund ist eine Art Guru. Wenn ich zu ernst und zu beschäftigt bin, erinnert er mich daran, wie wichtig Spaß und Spiel sind. Wenn ich mich zu sehr in abstrakten Ideen verfangen lasse, erinnert er mich daran, wie wichtig Bewegung und Körperpflege sind. Entsprechend seiner eigenen Entwicklungsstufe zeigt er mir, dass es möglich sein müsste, ohne innere Konflikte oder Neurosen zu leben – unkompliziert, natürlich und voller Lebensfreude.

Mark Twain meinte vor langer Zeit, der Mensch könne eine Menge von den höheren Tieren lernen. Dass sie weder das statische Rauschen noch die Interkontinental-

rakete noch Fernsehprediger erfunden haben, schließt nicht aus, dass sie spirituell entwickelt sind.

Aber was bedeutet es für ein Tier (auch für das Menschen-Tier), spirituell entwickelt zu sein? Meiner Ansicht nach bedeutet es vielerlei: die Herausbildung eines Moralgefühls, Freude am Schönen, Kreativität, die Erkenntnis, Teil eines größeren Ganzen zu sein, wie auch ein Gefühl für Geheimnisse und Wunder hinter alledem. Das sind die kostbarsten Gaben, die wir besitzen; aber es gibt nichts Esoterisches oder Übernatürliches an diesen »spirituellen« Errungenschaften. Ich behaupte sogar, dass Spiritualität ganz natürlich ist, fest in der biologischen Ordnung verwurzelt und in der Ökologie Teil alles Lebendigen.

Ich bin von Beruf Gemeindepfarrer. Meine Arbeit berührt den schwer fassbaren, vielleicht nicht definierbaren Bereich des Geistigen. Ich bete mit Sterbenden und tröste Hinterbliebene. Ich nehme teil an der Freude der Eltern, taufe ihre Kinder und heiße das neue Leben auf der Welt willkommen. Ab und zu helfe ich Menschen, moralische Zweifel zu bewältigen und ethische Entscheidungen zu treffen. Ich wirke auch bei der Erziehung von Kindern und Jugendlichen mit; ich fördere ihre natürliche Fähigkeit, Ehrfurcht und Mitgefühl zu empfinden. Woche für Woche stehe ich vor meiner Gemeinde und versuche, von den größten Geheimnissen der menschlichen Existenz zu sprechen. Vor einigen Jahren wurde mir aber bewusst, dass Menschen nicht die einzigen Tiere auf Erden sind, die Zugang zur geistigen Welt haben.

Dies ist ein Buch über das spirituelle Leben der Tiere. Bisher wurde viel über die Intelligenz der Tiere und ihre

Fähigkeit, Probleme zu lösen, geschrieben. Doch Spiritualität hat mit Problemlösung noch weniger zu tun als mit jenen Problemen, über die wir lediglich nachdenken können. Wir können uns zum Beispiel Gedanken über den Tod machen, ohne jemals das Problem unserer Sterblichkeit zu »lösen«. Wenn ich mich mit dem spirituellen Leben der Tiere befasse, kümmere ich mich daher weniger um die Leistungsfähigkeit des Gehirns, um Gedächtnis und Lernvermögen, sondern mehr um subtilere Aspekte der Intelligenz wie Einfühlungsvermögen, Kreativität und Vorstellungskraft.

Wenn wir die Spiritualität anderer Arten untersuchen, begeben wir uns auf unerforschtes Gelände. Sind sich Tiere ihrer selbst bewusst oder nicht? Haben Tiere Kummer? Denken sie über das Ende des Lebens nach? Können Tiere träumen? Haben sie ein Gewissen, eine Vorstellung von Recht und Unrecht? Machen andere Spezies Musik, oder lieben sie Kunst?

Ich bin weder Zoologe noch Verhaltensforscher. Wahrscheinlich würde niemand, der auf diesem Gebiet akademisch gebildet ist, derart kühne Fragen stellen – das würde ihm den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit oder Naivität einbringen. Zum Glück sind Geistliche aber dazu berufen, über Dinge nachzudenken, die für andere undenkbar sind. Als Schamanen des zwanzigsten Jahrhunderts steht es uns zu, an allerlei Rätseln zu knobeln: Was macht uns menschlich? Was macht das Leben heilig?

Allerdings besteht oft die Gefahr, dass wir uns dabei übernehmen. Immerhin schwimmen wir in tiefem Wasser und meiden seichte Stellen. Auf der Suche nach Antworten

auf solche Fragen habe ich festgestellt, dass wir dabei nicht nur unser Verständnis für andere Geschöpfe vertiefen, sondern auch Selbsterkenntnis erlangen können.

Ohne unsere nichtmenschlichen Geschwister zu vermenschlichen, können wir die Tatsache anerkennen, dass Menschen und Tiere vieles gemeinsam haben. Sie haben ein Gefühlsleben; sie empfinden Liebe und Furcht; sie besitzen ihre eigene Würde und leiden, wenn diese nicht respektiert wird. Sie spielen und begegnen ihrer Welt mit Neugier. Sie können treu und selbstlos sein. Sie haben ein »tierisches Vertrauen«, eine Spontaneität und Direktheit, die ungemein erleuchtend sein können.

Mir scheint, es deutet alles darauf hin, dass Tiere eine Seele haben. Wir können die Seele allerdings nicht sehen oder messen. Wir können nur beobachten, wie sie sich ausdrückt: im Weinen und Lachen, im Mut und im Heldentum, in der Großzügigkeit und im Verzeihen. Die Seele ist der Punkt, an dem unser Leben ins Zeitlose mündet, wenn wir das Gute lieben, uns am Schönen begeistern, nach der Wahrheit streben. Die Seele macht aus dem Leben jedes Menschen einen Mikrokosmos – er ist nicht nur ein bedeutungsloses Teilchen im Universum, sondern auf einer höheren Ebene eine Widerspiegelung des Alls.

Niemand kann beweisen, dass Tiere eine Seele haben. Doch wenn wir anderen Kreaturen unser Herz öffnen und uns ihren Freuden und Sorgen nicht verschließen, haben sie die Macht, uns umzuwandeln. In anderen Geschöpfen wohnt eine Innerlichkeit, die unser Innerstes aufrüttelt.

Seit Urzeiten weiß der Mensch, dass er von der Ausgeglichenheit und Harmonie der Tiere lernen kann.

»Frage die Tiere, und sie werden dich lehren«, rät das Buch Hiob. Andere Kreaturen bewohnen die Erde viel länger als wir. Ihre Anpassungsfähigkeit an das Leben und ihre Instinkte sind manchmal gesünder als unsere. »Am Anfang aller Dinge«, sagt der Pawnee-Häuptling Letakots-Lesa, »besaßen die Tiere Weisheit und Wissen; denn Ti-rawa, der Hohe, sprach nicht unmittelbar zum Menschen. Er sandte Tiere, um dem Menschen zu sagen, dass er sich durch die Kreaturen offenbart und dass der Mensch von ihnen, wie auch von den Sternen und von der Sonne lernen soll.« Die Vorstellung, dass andere lebende Wesen unsere spirituellen Führer sein können, ist durchaus nicht neu.

Dieses Buch möchte erkunden, in welchem Maße Tiere unsere Seelen- und Reisegefährten sind und an jenen Dingen teilhaben, die uns zutiefst menschlich machen. Jedes Kapitel beleuchtet einen anderen Aspekt des tierischen Erlebens. Warum spielen Tiere? Welche Ängste und Phantasien haben sie? Wie sieht die Welt in ihren Augen aus? Wie nahe kommen ihre Erfahrungen den unseren?

Ein Buch wie dieses wirft wohl mehr Fragen auf, als es beantwortet. Aber wenn die Fragen uns ehrfürchtiger machen, nachdenklicher gegenüber den anderen Geschöpfen, die auf diesem Planeten wandeln, in seinen Meeren schwimmen und sich in seine Lüfte schwingen, dann hat dieses Buch seinen Zweck erfüllt. Ich glaube, wenn wir unsere Familienheimstatt – die Erde – für künftige Generationen erhalten wollen, müssen wir uns besinnen und der Familie der Lebewesen mit neuer Achtung begegnen.



Voll Liebe und Zuneigung widme ich dieses Buch den Tieren der Welt, vor allem aber meinem eigenen spirituellen Führer. Andere Leute haben ihre Mentoren, Meister und Lehrer. Ich habe einen verdammten Köter.

1

# Wir sind alle sterblich

Wissen Tiere, dass sie sterben müssen?



Das Leben ist voller Leid. Tod und Verlust sind unvermeidliche Begleiter des Fleisches. Sind wir aber die einzigen Tiere, die leiden? Machen andere Wesen sich Gedanken über das Ende des Lebens, oder fragen sie, was danach kommt?

Das Wissen um unsere Sterblichkeit ist ein Teil dessen, was uns menschlich macht – es ist eines der Merkmale, die uns zu einem spirituellen Tier machen; aber vielleicht teilen wir diesen Aspekt des Lebens mit vielen anderen Geschöpfen.



Es ist immer schwer, Lebewohl zu sagen. Als Gemeindepfarrer gehört es zu meinen Pflichten, mich um Sterbende und Hinterbliebene zu kümmern; doch die Erfahrung macht es keineswegs leichter, die rechten Worte zu finden. Was sagt man Eltern, deren Tochter – ihr erstes Kind – einen Tag nach der Geburt stirbt, weil sie mit einem Herzfehler zur Welt gekommen ist? Was sagt man beim Begräbnis eines fünfundvierzigjährigen Mannes, eines Krebsopfers, um seiner Witwe und seinen beiden Teenagern Trost und Zuversicht zu geben? Worte sind nicht genug, um der Bestürzung und Verzweiflung gerecht zu werden, die wir empfinden, wenn ein geliebter Mensch stirbt.

Das Einzige, was zu helfen scheint, ist liebevolle Anwesenheit. Darum treffen sich unsere Angehörigen. Unsere Freunde besuchen uns. Wir versammeln uns in der geistlichen Gemeinde. Wir zünden eine Kerze an, umarmen uns oder verbringen einen Augenblick in gemeinsamem Schweigen. Zwar hören wir nicht auf zu trauern, aber wir wissen, dass wir nicht alleine trauern. Andere, die in ihrem Leben ebenfalls Leid erdulden mussten, verstehen unseren Schmerz. Und aus diesem gemeinsamen Leid

schöpfen wir irgendwie die Kraft, mit dem Verlust fertig zu werden.

Empfinden andere Tiere Kummer? Wir wissen natürlich, dass Menschen ihre Haustiere betrauern. Oft suchen Gemeindemitglieder bei mir Rat, wenn ihre Tiergefährten sterben. Der Verlust eines geliebten Hundes oder einer geliebten Katze kann sehr hart sein und uns traurig machen. Aber ich war verblüfft, als ich zum ersten Mal von Koko hörte, der Gorilladame, die sich um ihr Kätzchen grämte. Kokos Geschichte überzeugte mich davon, dass auch Tiere mit dem Ende des Lebens starke Gefühle verbinden. Koko ist ein Flachland-Gorillaweibchen, das seit nahezu zwei Jahrzehnten im Mittelpunkt der weltweit längsten Studie über die Gorillasprache steht.<sup>1</sup> Statt zu sprechen, verständigt Koko sich allerdings in Ameslan, der amerikanischen Zeichensprache. Ihre Lehrerin, Dr. Francine Patterson (»Penny«) von der kalifornischen Gorilla-Stiftung, hat der Affendame ein Vokabular von mehr als fünfhundert Worten beigebracht. So konnte Koko ihr mitteilen, dass sie sich eine Katze zum Geburtstag wünsche. Sie formt das Wort »Katze«, indem sie mit zwei Fingern quer über den Mund fährt, um Schnurrhaare anzudeuten.

Eines Tages brachte man einen Wurf Kätzchen in die ländliche Siedlung bei Woodside, Kalifornien, in der Koko lebt. Die drei Tiere waren nach der Geburt verstoßen worden. Ihre »Ziehmutter« war ein Terrierweibchen, das sie während ihres ersten Lebensmonates säugte. Koko ging mit ihnen so behutsam um, wie es für Gorillas typisch ist, und suchte sich ein schwanzloses graues

Kätzchen als Liebling aus. Sie nannte ihre junge Freundin »All Ball« (ganz Ball).

Koko hatte große Freude an ihrem Kätzchen; sie beschnupperte es und streichelte es sanft. Sie trug All Ball oben am Bein und versuchte, es wie ein Gorillababy zu stillen. Koko war überrascht zu erfahren, dass kleine Katzen beißen. Wenn All Ball sie in den Finger biss, machte sie die Zeichen für »schmutzig« und »Toilette«, womit sie Missbilligung auszudrücken pflegte. Es dauerte nicht lange, bis Koko ihre Katze per Zeichen aufforderte, sie zu kitzeln – eines der Lieblingsspiele der Gorillas. »Koko scheint anzunehmen, Katzen könnten so ziemlich alles tun, was sie selbst tut«, sagte Penny. Koko sagte: »Katze/weich/gut«.

Eines Nachts lief All Ball weg und wurde von einem Auto getötet. Als man Koko von dem Unfall erzählte, verhielt sie sich zunächst so, als ob sie nichts höre oder verstehe. Nach ein paar Minuten begann sie mit hohen Schluchzern zu weinen. »Traurig/Stirnrunzeln« und »Katze/schlafen« war ihre Antwort, wenn jemand später die Katze erwähnte. Nach ihrem Verlust weinte Koko noch fast eine Woche lang, sobald das Gespräch auf Katzen kam.

Offensichtlich vermisste die Gorilladame ihre Katze. Aber wie weit verstand sie, was geschehen war? Zum Glück war es möglich, Koko darauf anzusprechen. Maureen Sheehan, die zum Team der Gorilla-Stiftung gehörte, fragte Koko, was sie vom Tod dachte.

»Wohin gehen Gorillas, wenn sie sterben?«, fragte Maureen.

Koko antwortete: »Bequem/Loch/adieu« (das Letztere war das Zeichen für »Abschiedskuss«).

»Wann sterben Gorillas?«, fragte Maureen.

Koko antwortete mit den Zeichen »Schwierigkeiten/alt«.

»Und wie fühlen sich Gorillas, wenn sie sterben – glücklich, traurig, furchtsam?«

»Schlafen«, antwortete Koko.<sup>2</sup>

Wenn ein geliebter Gefährte stirbt, trauern Gorillas nicht nur; sie können wie Menschen über ihren eigenen Tod nachdenken.

Alles, was lebt, stirbt. Aber man hat lange Zeit angenommen, nur Menschen seien sich dieser Tatsache bewusst. Es ist ein Gemeinplatz unter Philosophen, dass der Mensch das einzige Tier ist, für das der Tod ein intellektuelles und emotionales »Problem« ist. In seinem Buch *The Denial of Death* (Die Leugnung des Todes), das den Pulitzer-Preis erhielt, zieht der Philosoph Ernest Becker einen Trennungsstrich zwischen allen anderen Kreaturen, die »in einer winzigen Welt leben, in einem Splitter der Realität, unter einem neuro-chemischen Programm, das sie immer der Nase nach laufen lässt und alles andere ausschließt«, und dem *Homo sapiens*, »einem Tier, das sich gegen die umfassende Wahrnehmung der äußeren Welt nicht wehren kann, einem Tier, dem sämtliche Erfahrungen offenstehen.«<sup>3</sup>

Unser Gedächtnis und unser Weitblick verleihen uns Menschen nach Becker und anderen Philosophen einen ebenso herausragenden wie tragischen Rang. Unser überlegener Intellekt versetzt uns in die Lage, über den gegen-

wärtigen Augenblick hinauszusehen, um vergangene Zeiten und künftige Äonen, eine endlose Folge von Bildern, zu betrachten. Wir schauen durch Teleskope und werden Zeugen von Sternengeburten; wir studieren Fossilien, die von treibenden Kontinentalschollen und längst ausgestorbenen Lebensformen zeugen. Allerdings sehen wir von dieser günstigen Position aus, dass der Tod unvermeidlich ist, und wir fragen uns, welchen Sinn unser kurzes Leben im gewaltigen Panorama des Daseins hat. Das Wissen um den Tod ist das, was unser menschliches Leben so bitter-süß, so schmerzlich macht, und dieses Wissen, sagen Leute wie Becker, unterscheidet uns von allen anderen Kreaturen. Das Wissen um unsere Sterblichkeit macht uns zu einem spirituellen Tier. Woher nehmen wir unsere Zuversicht, woher unsere Kraft zu leben, wenn wir wissen, dass der Tod uns erwartet? Was gibt unseren Tagen Sinn und Ziel, wenn wir wissen, dass sie bald zu Ende gehen? Wir mögen unterschiedliche Antworten finden; doch ausweichen kann diesen Fragen niemand. Es sind religiöse Fragen, und sie sind ein unabdingbarer Teil des menschlichen Seins.

Ist aber der *Homo Sapiens* die einzige Spezies, die sich des Todes bewusst ist? Es gibt zahlreiche Anhaltspunkte dafür, dass wir in dieser Hinsicht nicht einmalig sind.

Nicht nur mit Gorillas, sondern auch mit Elefanten teilen wir möglicherweise dieses Wissen. Cynthia Moss, die Direktorin des Elefanten-Forschungsprojektes Amboseli in Kenia, studiert das Leben der afrikanischen Elefanten seit mehr als zwölf Jahren. Sie hat zwar den



»Elefantenfriedhof« als Märchen entlarvt, aber ihre Forschungen deuten darauf hin, dass diese Tiere tatsächlich etwas über den Tod wissen, dass sie trauern können und dass sie vielleicht sogar eine Art Begräbnisritual haben.<sup>4</sup>

Die Legende vom »Elefantenfriedhof« ist vermutlich deshalb entstanden, weil kranke oder verwundete Elefanten dazu neigen, sich in Gebieten zu versammeln, in denen es Wasser, Schatten und gutes Futter gibt. Dort mögen dann ungewöhnlich viele Elefantenskelette zu finden sein, erklärt Cynthia Moss, und daraus entstand das Märchen vom Friedhof der Elefanten. Aber auch wenn Elefanten keine Friedhöfe anlegen, scheinen sie eine gewisse Vorstellung vom Tod zu haben.

Im Gegensatz zu anderen Tieren erkennen Elefanten die Leichen oder Skelette ihrer Artgenossen. Wenn ein Elefant auf den toten Leib eines anderen Elefanten trifft, untersucht er ihn sorgfältig mit den Füßen und dem Rüssel; er riecht an ihm und untersucht die Form des Schädels und der Stoßzähne – vielleicht im Bemühen, den Toten zu erkennen. Selbst ein nacktes, sonnengebleichtes Skelett ruft bei anderen Elefanten Interesse hervor. Sie bleiben unweigerlich stehen, um die Knochen zu inspizieren; sie drehen sie mit dem Rüssel um, heben sie auf und tragen sie von einem Ort zum anderen, als ob sie versuchten, einen geeigneten »Ruheort« für die Überreste zu finden.

Noch erstaunlicher ist die Reaktion der Elefanten, wenn ein Familienmitglied stirbt. Elefanten leben beinahe so lange wie Menschen (der älteste Elefant in Gefangenschaft starb im Alter von einundsiebzig Jahren), und ihre

Beziehungen überdauern viele Jahre. Im Jahre 1977 wurde ein Mitglied der Elefantenfamilie, die Cynthia Moss studierte, von Jägern angegriffen. Ein Tier, das Frau Moss Tina nannte, ein junges Weibchen von etwa fünfzehn Jahren, wurde in die Brust geschossen; die Kugel drang in ihre rechte Lunge. Während die Herde in Panik floh, blieb Tinas Familie am Ort, um ihr zu helfen. Sie umringten sie, als ihr Blut aus dem Maul floss. Die stöhnende Elefantenkuh sank langsam zu Boden, und ihre Mutter Teresia sowie eine andere ältere Kuh stellten sich zu beiden Seiten der Verletzten auf und beugten sich vor, um sie zu stützen und aufrecht zu halten. Aber ihre Bemühungen blieben erfolglos. Tina zitterte, brach zusammen und starb.

Teresia und Trista versuchten verzweifelt, die Tote wiederzubeleben; sie stupsten sie mit Füßen und Stoßzähnen und versuchten, sie hochzuheben. Tallulah, ein anderes Familienmitglied, versuchte sogar, ihr ein Büschel Gras in den Mund zu schieben. Tinas Mutter hob den schlaffen Körper unter großer Anstrengung mit ihren mächtigen Stoßzähnen hoch. Ein scharfes Krachen ertönte, und Teresias Stoßzahn zerbrach unter der Belastung, einen scharfartigen Stummel aus Elfenbein und blutigem Gewebe zurücklassend.

Dennoch weigerten sich die Elefanten, die Leiche zu verlassen. Sie begannen, im felsigen Boden ein Loch zu graben und streuten mit den Rüsseln Erde über Tinas leblosen Körper. Einige gingen ins Unterholz und brachen Äste ab, die sie über die Tote breiteten. Als die Dämmerung einbrach, war der Leib fast gänzlich mit Ästen und

Erde bedeckt. Während der ganzen Nacht wachten Familienmitglieder bei ihrer toten Freundin. Erst gegen Morgen verließen sie den Ort und gingen zurück in die Sicherheit des Amboseli-Reservates. Teresia, Tinas Mutter, war die letzte, die ging.

Ich habe oft Menschen beobachtet, die nach der Beerdigung am Grab verweilten. Der Körper ist zur Erde zurückgekehrt und der Geist in Gottes Hände befohlen worden. Alle Gebete sind gesprochen, das letzte Amen ist verklungen. Dennoch bleiben die Angehörigen am Grab, um zum letzten Mal Lebewohl zu sagen. Vielleicht empfinden Elefanten ein ähnliches Widerstreben, wenn sie von ihren Lieben Abschied nehmen müssen. Ein Muttertier, dessen Kalb tot geboren worden war, blieb nach Cynthia Moss tagelang bei der Leiche, um sie vor Löwen und Aasfressern zu schützen, die auf der Lauer lagen. Elefantemütter, die ihre Kälber verlieren, können in tagelange Lethargie versinken, wie Cynthia Moss herausgefunden hat; und der Tod des Familienoberhauptes kann das Sozialgefüge für lange Zeit, manchmal für immer, durcheinanderbringen. Es ist nicht unwissenschaftlich anzunehmen, dass Elefanten einen Schock erleiden und in Depressionen verfallen können, dass sie ähnlich empfinden wie Menschen nach dem Tod eines geliebten Angehörigen oder Freundes.

Ich habe Mitleid mit Teresia und Koko. Die Erkenntnis, dass ich mit meinen Gedanken an den Tod nicht allein stehe, ist schmerzlich und zugleich ein Trost. Kokos Antwort auf die Frage »Wohin gehen Gorillas, wenn sie sterben?« ist wahrscheinlich so gut wie Ihre oder meine.

Keiner von uns weiß wirklich, was geschieht, wenn Menschen, Primaten oder andere lebende Wesen sterben. Eines aber ist gewiss: Für uns alle ist das Ende des Lebens im Wesentlichen mit den gleichen Gefühlen verbunden. Es tut weh. Es macht uns traurig. Auch wenn wir verschiedenen Arten angehören, sind wir nicht so verschieden, wie es den Anschein hat.

Ich fühle mich bereichert, seitdem ich weiß, dass Gorillas lieben – nicht wie Menschen, sondern auf ihre eigene bedeutsame Weise – und dass auch Elefanten Zärtlichkeit und Kummer empfinden –, nicht so wie wir, aber nicht viel anders. Dieses Wissen erinnert mich daran, dass meine ganz persönliche Verzweiflung und meine ganz persönlichen Augenblicke der Intimität und der Freude letzten Endes gar nicht so persönlich sind. Aus der Erkenntnis, dass wir Tränen und Zuneigung teilen, schließe ich, dass Sie und ich und Tina und All Ball miteinander verbunden sind. Wir sind Teil einer größeren Welt – nicht einer unbewegten Welt ohne Gefühle, sondern einer Welt voller Schmerz und Heilung, voller Leidenschaft und Hoffnung.

In einer solchen Welt finden wir Trost in der Gemeinschaft. »Wir Hinterbliebenen sind nicht allein«, schrieb Helen Keller. »Wir gehören der größten Gemeinschaft auf Erden an – der Gemeinschaft all jener, die leiden oder gelitten haben. Wenn es scheint, als sei unser Kummer unerträglich, sollten wir an die große Familie der Trauernden denken, zu der unser Kummer uns Zugang verschafft hat – und unweigerlich werden wir ihre Arme, ihr Mitgefühl, ihr Verständnis spüren.« Wir wissen, dass andere

Geschöpfe mit uns leiden; unsere Herzen sind miteinander verbunden.

Die Gemeinschaft der Leidenden ist womöglich größer, als wir uns vorstellen. Sie schließt vielleicht nicht nur Gorillas und Elefanten ein, sondern viele andere nicht-menschliche Wesen, deren Gedanken und Gefühle über das Ende des Lebens den unseren gleichen. Wie können wir rücksichtslos einem anderen Tier das Leben nehmen? Wie können wir töten, ohne uns zu fragen, welche Verzweiflung diese Kreatur dabei empfindet oder welchen Kummer wir ihren Gefährten oder ihren Kindern dadurch bereiten? In den mystischen Worten des Apostels Paulus »stöhnt die ganze geschaffene Welt in allen ihren Teilen« unter der Last des Leidens und des Todes. Wenn wir aufmerksam hinhören, vernehmen wir vielleicht das Stöhnen der Tiere, die um Gnade und Mitleid flehen.

Wir alle, menschliche und nichtmenschliche Wesen, sind sterblich. Liebe und Arbeit verbinden uns zu einer Gemeinschaft. Keiner entgeht seinem Los, keiner dem Tod. Doch Anteilnahme am Schicksal anderer kann unseren Abschiedsschmerz lindern. Wenn wir den Horizont unseres Mitgefühls erweitern, ist das Leben oft weniger grausam.